

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

1.9.1929 (No. 35)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 35



1. Sept. 1929

Kurt Frenzen / Die Ursprünge der Technik

Die geologische Abteilung der Badischen Landesamtlungen für Naturkunde wird in ihrer Schausammlung, mit deren Neuaufstellung zu Anfang dieses Jahres begonnen wurde, die Diluvialprähistorie des Menschen berücksichtigen. Unter anderem wird eine Sammlung von Artefakten ausgestellt werden, welche die Entwicklung der Werkzeuge und Gerätschaften des Menschen der Eiszeit in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge zeigen wird. Eine zweite Sammlung wird die Entwicklung der einzelnen Werkzeugtypen von ihren rohen und ganz primitiven Anfängen bis zu den formvollendeten Typen der jüngeren Steinzeit veranschaulichen. Hier wird auch gezeigt werden, wie sich diese alten Werkzeugtypen bis zur Gegenwart in Instrumenten des täglichen Lebens erhalten haben, wie dies Oberingenieur F. Herig, Karlsruhe, dem Leser durch seine dieses Gebiet behandelnden Vorträge bekannt, in seinen verschiedenen Arbeiten überzeugend nachgewiesen hat.

Die Vorarbeiten für diese Ausstellung haben mich an das Problem herangeführt, das in diesem Aufsatz behandelt wird. Es wird dem Leser seinem Wesen nach am ersten verständlich werden, wenn dieser sich einmal die Mühe macht, alle die technischen Erfindungen, welche unsere Kultur ausmachen, aus dem Dasein des Menschen wegzudenken. Dieser stelle sich vor allen Dingen einmal vor, daß der Mensch keinerlei Kenntnisse der verschiedenen Metalle, in erster Linie des Eisens, besitzen würde, und es wird ihm klar werden, auf welchem primitiven Kulturzustand dieser damit herabsänke. Ich möchte hier einleiten, daß ein solcher metalloher Kulturzustand nicht an bestimmte geschichtliche Daten geknüpft ist und wie der Laie annimmt, zeitlich weit zurückliegen muß. Er erreichte hier früher, dort später von höheren Phasen kultureller Entwicklung abgelöst, sein Ende, in Amerika und Australien beispielsweise erst vor wenig hundert Jahren bei der Besitznahme dieser Kontinente durch den Europäer. Er herrscht heute noch bei den Primitiven der Südsee, Inneraustralien, Grönlands, des Feuerlandes usw., in jenen Gebieten also, die außerhalb eines regeren Verkehrs mit den Zentren moderner Kultur stehen. Zwischen den Primitiven der Gegenwart und der geologischen Vergangenheit bestehen indessen grundlegende Unterschiede. Den letzteren müssen wir uns von beschränkten geistigen Fähigkeiten und in einer Umgebung vorstellen, die zum härtesten Kampf ums Dasein zwang, dies mindestens zu dem Zeitpunkt — es mögen seither 200 000 bis 300 000 Jahre verfloßen sein — an dem er bei uns in Europa erstmalig begann, technische Fähigkeiten zu entwickeln.

Wir kennen aus diesen Zeiten keine Reste des Menschen selbst. Der älteste, sicher als solcher erwiesene Menschenfund, der Homo Heidelbergensis, ist wesentlich jünger. Und doch war der Mensch offensichtlich vorhanden. Im Sande und Schotter altdiluvialer Flußbette hat man an vielen Stellen, z. B. in Belgien und Frankreich, Feuersteine gefunden, die sog. Colithe, von denen man nach meiner Auffassung mit Recht annimmt, daß sie der Mensch als primitivste Werkzeuge benutzt hat. Sie zeigen zwar keine bestimmte Formgebung, aber Ausplitterungen, sog. Retuschen, wie sie entstehen, wenn man Feuersteine als Werkzeuge benutzt. Zugabe, daß Retuschen, wie sie die Colithe zeigen, auch auf natürlichem Wege entstehen können, so geht es doch zu weit, deshalb alle Colithe ausnahmslos als Produkte bloßen Zufalles anzusprechen zu wollen. Die Artefakte späterer prähistorischer Epochen, an deren

Herstellung durch den Menschen nicht mehr gezweifelt werden kann, zeigen eine so bewußte Formgebung, eine so ausgesprochene Typisierung, daß sie logischerweise nicht als die Zeugnisse des Kulturanges als solche aufgefaßt werden können. Ehe der Mensch eine genügende technische Fertigkeit erlangt hatte, um Werkzeuge von gewollter Form, wie sie die Faustkeile des Chelléen repräsentieren, herstellen zu können, wird er, nachdem er erst einmal — und das sicher erst nach langem Suchen und Proben — in dem scharfkantig springenden, harten Feuerstein und seinen Verwandten einen geeigneten Werkstoff gefunden hatte, diesen so benutzt haben, wie ihn die Natur darbot. Dies erscheint um so selbstverständlicher, als gerollte Kiesel und natürliche Bruchstücke von Feuerstein an sich schon primitive Werkzeuge sind, brauchbar zum Schlagen, Schneiden, Kratzen und Bohren und zu den verschiedenen anderen Verrichtungen, die eine Kultur primitiver Form notwendig machte. Zufälliges Zerplatzen bloß benutzter Steine wird die Erkenntnis angebahnt haben, daß durch künstlichen Eingriff die gewünschte Eigenschaft des Werkstückes verbessert werden konnte, daß es möglich war, durch Schlag oder Druck, z. B. die von Natur aus vorhandene Schneidkante zu verbessern oder das stumpf gewordene Instrument wieder zu schärfen. Damit stehen wir offensichtlich am Anfang der altsteinzeitlichen Technik.

Nachdem die Erkenntnis der Bearbeitungsfähigkeit des Werkstoffes, des Siles, wie die verschiedenen Arten Feuerstein in ihrer Gesamtheit genannt werden, einmal gewonnen war, bedeutete die Ausnutzung der gewonnenen Erfahrung im Sinne einer bewußten Formgebung, d. h. des Anpassens des Werkzeuges an einen bestimmten Zweck, nur eine logische Fortsetzung des auf Erfahrung beruhenden Ideenganges des Primitivmenschen. Beachtung verdient, daß die ältesten Werkzeuge, der Prähistoriker nennt sie Faustkeile, durchweg aus dem Vollen gearbeitet sind. Aus einem großen Feuersteinknollen wurde durch wenige grobe Abschläge ein plummes, keilförmiges, im Umriss meist mandelförmiges Werkzeug geschaffen. Der Gedanke an ein rationelles Arbeiten, d. h. die möglichst weitgehende Ausnutzung des Rohstoffes, lag dem Menschen dieser Zeit noch völlig fern. Er war hierzu auch nicht gezwungen, da ihm Material in beliebiger Menge zur Herstellung seiner Artefakte zur Verfügung stand. Eine wichtige Erkenntnis hat der Primitivmensch sehr frühzeitig gewonnen. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß die Arbeitsleistung eines Werkzeuges in sehr hohem Maße von seiner Handlichkeit abhängt, daß unter Umständen das vollkommenste Werkzeug versagt, wenn es nicht in die Hand des Arbeiters paßt. Ehe eine Differenzierung des Werkzeuges eintrat, hat der Mensch das Problem der Handlichkeit gelöst. Anfangs im Chelléen sehen wir ihn für die Herstellung der für diese Epoche charakteristischen groben Faustkeile Feuersteinknollen auswählen, die von Natur aus so beschaffen waren, daß die an dem einen Ende des Keiles stehen gelassene gerundete und gerauhte Rindenschicht einen passenden Handgriff abgab. Erst später, im Acheuléen und Moustérien, beherrschte der Mensch die Schlagtechnik so weit, daß er durch geschickte Abschläge und Retusche eine bewußt geformte Handfläche am Werkzeug schaffen konnte, die den an sie gestellten Anforderungen noch besser zu genügen vermochte. Ich weise darauf hin, daß, wie Obering. Herig

gezeigt hat, die scheinbar so primitiven Werkzeuge der Altsteinzeit, was Formgebung und damit Zweckmäßigkeit der Handhabe anlangt, unseren modernen Metallwerkzeugen kaum nachstehen.

Der wiederholt genannte Faustkeil ist der älteste Werkzeugtyp, ein Universalinstrument, das in gleicher Weise zum Hieb und Stich als Waffe nach Art eines Dolches, wie auch zum Schneiden, Schaben, Kratzen und Bohren geeignet war. ohne natürlich die Leistungsfähigkeit der für jede dieser Arbeiten in Betracht kommenden, speziellen Werkzeugtypen zu besitzen. Während die ältesten Faustkeile roh zugehauen sind und bei großer Dicke unregelmäßig gebrochene seitliche Schneidkanten aufweisen, wird entsprechend der zunehmenden Erfahrung in der Schlagtechnik ihre Form immer regelmäßiger und die Schneidkante nahezu geradlinig.

Bei der Herstellung der Faustkeile ist eine Menge größerer und kleinerer Abfallstücke entstanden. Diese erwiesen sich durch ihre natürliche Form geeignet, einen Teil der Arbeit, die der Faustkeil leistete, zu übernehmen, sei es, daß sie als Schneide, oder als Kratzer, oder als Bohrer besser geeignet waren, als das grobe und deshalb weniger handliche Universalinstrument. Sobald diese Erkenntnis gewonnen war, lag es nahe, die anfänglichen Zufallsprodukte bewußt zu formen und durch Retusche in ihrer Form zu vervollständigen, mit anderen Worten, aus ihnen besondere Werkzeugtypen zu schaffen. Aus halbrunden Abschlägen mit einer zugeschärften Längsseite, deren Arbeitsleistung der seitlichen Schneide des Faustkeiles entspricht, entwickelte sich der für die Fellbearbeitung sehr wichtige Kratzer, aus langen, scharfkantigen, prismatischen Abspalten entstand die Klinge; andere Abschläge mit natürlicher Hohlkehle wurden zum Ausgang für den Hohlshaber, dessen Einkerbungen unter anderem zur Glättung und Rundung der Schäfte von Wurfspeeren gedient haben werden. Die Spitze bleibt in der sog. Handspitze erhalten, die in der Form wesentlich zierlicher ist als der einstige Faustkeil. Für die Tatsache, daß die Entdeckung der speziellen Werkzeugtypen den eben angedeuteten Weg genommen haben wird, spricht die Beobachtung, daß zum Inventar der Stationen aller paläolithischen Kulturperioden und auch des Neolithikums Feuersteinsplinter der verschiedensten Form gehören, die keine besondere Formgebung zeigen, also keine sog. Typenartefakte sind, die aber durch das Auftreten von Gebrauchstretischen zeigen, daß sie vom Menschen als Werkzeuge benutzt worden sind. Von ihnen leiten alle erdenklichen Uebergänge zu den Werkzeugen im engeren Sinne über, von denen aber die formvollendeten Exemplare, die Typenartefakte des Prähistorikers, bei weitem nicht so häufig sind, wie man nach Besichtigung prähistorischer Sammlungen annehmen könnte, da in diesen eben meist nur Typenartefakte ausgestellt werden.

Die nächste Phase der technischen Entwicklung wird weniger durch eine Erschaffung neuer Werkzeugtypen, als durch die Vervollkommnung und Verfeinerung schon vorhandener charakterisiert. Dies hat zur Voraussetzung gehabt, daß der Mensch nicht nur die Schlagtechnik besser beherrschen gelernt, sondern sich auch eine gute Materialkenntnis angeeignet hatte, daß er zur Erkenntnis gelangt war, daß nicht jeder Silex gleiche Eigenschaften besitzt und daß einzelne Abarten dieses Stoffes geeigneter als andere für die Werkzeugherstellung sind. Heute sind die Beziehungen zwischen Mensch und Boden überaus zahlreich. Es sei nur auf die Tatsache hingewiesen, daß selbst in der Gegenwart, im Zeitalter des Verkehrs, bestimmte Industrien an die natürlichen Vorkommen der von ihnen verarbeiteten Rohstoffe geographisch geknüpft sind. Man geht sicher nicht zu weit, wenn man annimmt, daß der Mensch der älteren Altsteinzeit bezüglich seines Werkzeugmaterials durchaus abhängig war von dem Boden, auf dem er lebte. Er verbrauchte stets einheimische Gesteine, im Kreidegebiet Feuerstein, im Bereiche der paläozoischen Gesteine Quarzite. Solange die Werkzeuge roh blieben, genügten sie so gut wie jedes Silexmaterial seinen technischen Ansprüchen, sobald sich aber die Werkzeuge verfeinerten, wurde eine größere Auslese des Rohmaterials notwendig. Im jüngeren Paläolithikum treten in zunehmender Menge im Inventar der Stationen Artefakte auf, die aus ortsfremden Stoffen hergestellt sind. Einen Teil von diesen hat der Paläolithiker in der näheren und weiteren Umgegend seiner Wohnstätten selbst aufgesammelt; andere stammen von weit her und sind offenbar durch Tausch in seinen Besitz gelangt. So entwickeln sich neben der Technik und durch diese bedingt die ersten Anfänge des Handels, natürlich in dessen primitivster Form, als Tauschhandel.

Es ist klar, daß die groben, schweren Faustkeile nicht, wie gelegentlich angenommen wurde, als Speerspitzen gedient haben. Wenn auch ihre Schäftung grundsätzlich möglich ist, so ist doch die

Schwerpunktverteilung bei einem Speer mit einer Spitze dieser Art so ungünstig, daß seine Verwendungsbilichkeit ganz gering ist. Ebenso wenig, wie die Faustkeile, waren meiner Meinung nach auch die großen Klingen, Schaber, Kratzer und Bohrer der Epochen der älteren Altsteinzeit geschäftet. Sie passen, wie man bei Versuchen leicht feststellen kann, so vorzüglich in die Hand, daß das Bedürfnis einer Schäftung bei ihnen nicht gegeben war. Die Handspitzen des mittleren Paläolithikum, z. B. die dolchartigen Spitzen des Miquocien, sind sicher für manche Verrichtungen, die einst der Faustkeil zu leisten hatte, ebenso brauchbar gewesen wie jener; andere Instrumente dieser Epoche: Bohrer, Spitzen, Kratzer und Schaber, um nur die wichtigsten zu nennen, sind indessen in vielen Fällen so klein, daß sie nicht mehr in die Hand passen. Es bleibt deshalb nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß sie geschäftet waren. Die Art der Schäftung ist uns in keinem Falle unmittelbar überliefert, da alle Teile der Werkzeuge, die aus organischen Stoffen bestanden, spurlos vergangen sind; wir dürfen aber annehmen, daß die Schäftung in ähnlicher Weise erfolgte, wie wir sie an den entsprechenden Werkzeugen der Primitiven unserer Zeit beobachten können. Durch die Erfindung der Schäftung wurde der Mensch in weit höherem Maße, als ihm dies früher möglich war, von dem Silex als Werkstoff unabhängig. Konnte er anfangs nur die wenigen, in ihrem örtlichen Vorkommen beschränkten, großstückig brechenden Varietäten dieses Minerals verwenden, bilden nunmehr auch die kleinstückig brechenden Abarten: Jaspis, Hornstein, Chalcedon usw. brauchbare Werkstoffe und Gebiete, die er früher nur auf seinen weiten Jagdzügen berührte, wurden dadurch für ihn besiedelungsfähig. Die Verwendung der Schäftung, die Verlängerung von Hand und Arm, d. h. die Vergrößerung des einarmigen Hebels mit dem Drehpunkt am Ellenbogen oder am Schultergelenk, war aber auch aus einem anderen Grund eine der wichtigsten technischen Erfindungen, die das Hirn des Urmenschen hervorgebracht hat. Wir sind berechtigt anzunehmen, daß die Erfindung der Schäftung auch die der weittragenden Waffen, des Wurfspeeres mit Feuersteinspitze auslöste, eine Erfindung, die den Menschen eigentlich erst zum Herrn über seine Umwelt machte. War er früher bei seinen Jagden auf Beutetiere angewiesen, die sich in seinen Fallgruben fingen, oder die ihn so nahe herankommen ließen, daß ein von der Hand geschleudertes Stein oder der Schlag oder Stoß mit dem Faustkeil tödlich zu wirken vermochte, so war er nun infolge der Vergrößerung des Aktionsradius seiner Waffen, zumal als er noch im Magdalenien das Wurfbolz erfunden hatte, in der Lage, auch flüchtiges Wild, z. B. das Wildpferd und das Renntier, zur Strecke zu bringen.

An der Wende von mittlerer zu jüngerer Altsteinzeit, etwa im Aurignacien, trat also bedingt durch gewonnene technische Erkenntnisse eine wesentliche Aenderung in den Jagdmethoden des Diluvialmenschen ein. Für unsere Betrachtungen ist von größter Bedeutung, daß seine Beutetiere ihm in der Knochenmasse ihrer Skelette und Geweihe, im Horn ihrer Gehörne und im Elfenbein ihrer Zähne ganz neue Werkstoffe lieferten, deren vielseitige Verwendbarkeit bald erkannt wurde und die eine Verfeinerung bereits vorhandener plumper, wie auch die Erfindung neuer Spezialwerkzeuge notwendig machte. Wir sind ferner berechtigt anzunehmen, daß die Zubereitung und Verarbeitung der Felle zu Decken, Kleidungsstücken usw. gegenüber früher wesentlich rationaler betrieben wurde, so daß es, um nur ein Beispiel herauszugreifen, sicher kein Zufall ist, wenn wir den rohen Fellkratzer des Altpaläolithikums sich außerordentlich vervollkommen und genau dieselbe Form annehmen sehen, wie sie der Fellkratzer des modernen Kürschners besitzt. Von den Spezialwerkzeugen für die Knochenbearbeitung seien nur die wichtigsten herausgegriffen. Für die Zerteilung der Knochen- und Geweihestücke in lange Streifen, die zu Glättern, Pfriemen, Spitzen, Dolchen, Meißeln usw. weiter verarbeitet wurden, schuf sich der Mensch den sog. Schaber, eine Klinge mit halbrund retuschiertem Ende, dessen Rauchung beim Hin- und Herziehen gleich einer Raspel in den Knochen tiefe Furchen und Schnitte eingrub. Sehr spezielle Instrumente waren notwendig, um die Beinnadeln herzustellen, die uns vom Solutreen an entgegenreten. Zur Glättung und gleichmäßigen Zurundung der Knochenplinter, von denen man bei ihrer Herstellung ausging, dienten Klingen mit Randkerben langsam abnehmender Größe; zur Bohrung der Defen feinste Silexbohrer, deren Durchmesser oft kaum mehr als 1 Millimeter beträgt. Die Herstellung dieser Bohrer bedeutet einen Höhepunkt in der Entwicklung der Schlagtechnik, und man darf mit Recht bezweifeln, ob sie heute noch in der gleichen Weise hergestellt werden könnten.

(Schluß folgt.)

Karl Preisendanz / Ein Rätsel des Johannes Neuchlin

Es gibt eine schöne alte Ausgabe der Fabeln des Aesop, die Sebastian Brant veranstaltet und mit einem Anhang späterer Fabeln versehen hat. Dieser Druck, mit vielen Bildern illustriert, wurde ihm besorgt vom Drucker Jakob von Pforzheim, der das Werk 1501 in Basel herausbrachte. Die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe besitzt ein Exemplar der Ausgabe unter den Büchern, die früher dem Kloster Reichenau gehört hatten (Pb 1 Fol.). Auf einer der letzten Seiten der Ausgabe, kurz vor Schluß des Anhangteils, erregt ein Gedicht die Aufmerksamkeit des Lesers, der

in der Ueberschrift den Namen Johannes Neuchlin entdeckt. Der lateinische Titel lautet deutsch: „Rätsel, im Schwarzwaldbad von einer reizenden jungen Frau dem Johannes Neuchlin aus Pforzheim vorgelegt. Im Jahr 1497.“ Es ist ein Gedicht von 18 Versen, in lateinischen Distichen verfaßt, wie sie der Humanist jener Zeit gern schrieb. Es hat mit den „Fabeln“ der ganzen Sammlung nichts weiter gemein, Brant wollte es offenbar zusammen mit zwei folgenden Rätseln des Hieronymus Emser, denen auch die deutsche Uebersetzung beigelegt ist, als Unterhaltungsstoff

dem Buch mitgeben. Im Reuchlin'schen Rätsel spricht die junge Frau, von der es der Humanist aus Pforzheim gehört haben will. Ob er es nun tatsächlich auf diesem Weg erfahren, ob er ihm nur diese Einkleidung gegeben hat . . . jedenfalls darf man Reuchlin als literarischen Urheber und Bildner des Rätsels in seiner überlieferten Form ansprechen.

Auflösung des „Aenigma“ heißt: der Schatten. Schon im frühen Altertum hat man ihn als Rätselmotiv verwendet. So gab Theodectes aus Phaselis in Kleinasien, ein Redner und Tragiker, Schüler Platons, ein Rätsel auf, das fragte, welches Ding beim Werden und Vergehen am größten, in der Zeit seiner Höhe am kleinsten sei. Das Rätsel war in Hexametern gedichtet, einige Verse haben sich erhalten. Die Eigenart des Schattens sucht auch das Gedicht Reuchlins in Rätselform festzuhalten; es lautet in wörtlicher, prosaischer Uebersetzung ungefähr so:

„Zwischen Bäumen und auf Lichtungen des sonnigen Waldes geh ich spazieren, und meine Mädchenschar ist bei mir. Rafen war da und Feld mit seinem grünen Gras. Da erschien uns deutlich sichtbar eine Gestalt. Ich erstaunte beim Anblick des zutunlichen Bildes; war es doch kein böses Gespenst und kein schädlicher Geist! Aber sowie ich zum Duell gehe, wo ich gewöhnlich mich wasche, da erscheint mir wieder dieses Unbekannte im Wasser, und



Aenigma in therinis occisus a nympha speciosissima Joann. Reuchlin phorcensis oblatum. Anno. M.D. cccc. xcviij.

Inter hama dryadas et apria pascu saltus Dum spanoz turba me comitante mea:

wie ich eilig nach Hause gehe, begleitet von meinen Mädchen, da gesellt sich uns dieses Unbekannte auch als Begleiter zu. Und bald ließ es sich blicken, bald verbarg es sich hinter den Felsen. Bald schien es fern, bald nah zu sein, und schließlich sucht es unsere Augen zu foppen und Seite an Seite mit uns zu gehen. Ja, es verfluchte, mit mir ins Bett sich zu legen und entkleidet mit einem Sprung das Lager zu befreigen! An nichts hat es mehr Freude als am Licht, aber traurig verschwindet es bei Finsternis im Nu . . . Jetzt sag, was das war!“

Das zugehörige Bild hat zwei ungleichzeitige Vorgänge, die das Rätsel erwähnt, nebeneinander dargestellt. Rechts die Rätselstellerin, wie sie vor dem Brunnen steht und offenbar ihr Schattenbild im Wasser erblickt, links in breiterer Ausführung das Bett, vor ihm die junge Frau im Begriff, zur Ruhe zu gehen. Hinter ihr die Andeutung des sachähnlichen Schattens, den das Licht in der Rechten der Erzählerin hervorbringt.

Der Druck von 1501 verlegt die Entstehung des Rätsels ins Jahr 1497, und man sollte annehmen, Sebastian Brant, Reuchlins Freund, habe dieses Datum einwandfrei gekannt, da er es mit so unverfänglicher Bestimmtheit hinter die Ueberschrift setzt. In diesem Jahr lebte Reuchlin aus Furcht vor seinem Feind, dem Augustinermönch Konrad Holzinger, fern von Stuttgart in Heidelberg, wo er gastliche Aufnahme gefunden hatte. Ob er unter solchen Verhältnissen eines der württembergischen Schwarzwaldtäler aufzusuchen gewagt hat? Unter den „Schwarzwaldthermen“ der Ueberschrift darf man wohl nur Liebenzell oder das Wildbad sich vorstellen. Man hört auch sonst, daß Reuchlin gern einen Teil der heißen Jahreszeit im Schwarzwald zubrachte. So datiert er einen Brief vom Juli 1518 mit dem Zusatz: „im Schwarzwald (Liebenzell zwischen Felsen und Tannen und Behausungen der wilden Tiere“. Aber auch das Wildbad könnte gemeint sein. Immerhin fällt auf, daß sich Reuchlin in dieser gefährlichen Zeit ins württembergische zur Sommerfrische begeben haben sollte.

Diese Zweifel lösen sich auch wirklich durch die Tatsache, daß Reuchlins eigene Niederschrift des Rätsels sich erhalten hat. Die Universitätsbibliothek Basel besitzt sie in einem alten, brüchig gewordenen Sammelband. Daß dieses Blatt von Reuchlin selbst beschrieben ist, kann kein Zweifel sein für jeden, der seine Handschrift einmal gesehen hat. Er hat es auch eigenhändig ge-

zeichnet mit seiner Unterschrift: „Johannes Reuchlin Phorcensis.“ Und datiert hat er das Rätsel, das die gleiche Ueberschrift trägt wie der Druck von Sebastian Brant, mit dem 11. September des Jahres 1492.

Aber damit gibt Reuchlin selbst wieder ein neues Rätsel auf. Er war nämlich damals in politischen Angelegenheiten von Eberhard d. J. nach Linz zum Kaiser Friedrich geschickt worden, um einen Vertrag zustande zu bringen, der die Unteilbarkeit Württembergs sicherte. Diese Abmachung war am 2. September 1492 erledigt und wurde am 18. Oktober vom Kaiser bestätigt. Wir erfahren außerdem — wenn die Nachricht des Durlacher Rectors Joh. Mai verlässlich ist — daß Reuchlin am 25. September in Linz bei Jakob ben Jehiel Poans seinen ersten hebräischen Unterricht erhielt. Da ist es nicht leicht zu erklären, wie er am 11. September sich im Schwarzwaldbad aufhalten konnte. Man müßte nur annehmen, Reuchlin sei nach Abschluß des Vertrages am 2. September unmittelbar nach Stuttgart zum Bericht bei Hof abgereist, dann gleich nach Liebenzell oder ins Wildbad gefahren, um sich dort wenigstens auf einige Tage zu erholen, doch so, daß er am 25. September schon wieder in Linz gewesen wäre. Ein etwas reichlich gedrängtes Programm, namentlich für die damaligen Reiseverhältnisse.

Für wer Reuchlin das Rätsel so fein säuberlich niedergeschrieben hat, wissen wir nicht. Für Seb. Brant kaum; denn verschiedene Abweichungen in Schreibweise, Wortlaut und Interpunktion sprechen gegen diese Annahme, vor allem auch der Unterschied in der Dattierung. Aber um eine Gabe an einen Freund wird es sich bei dem Einzelblatt handeln, das in der Fassung von Ueberschrift und Unterschrift sozusagen offiziellen Charakter trägt, auch völlig fehlerlos und kalligraphisch ausgeführt ist.

Das Gedichtchen selbst ist in der folgenden Literatur nicht untergegangen. Verschiedene Rätselsammlungen haben es aufgenommen; so steht es, von S. Brant übernommen, bei Johannes Corichius, der 1540 in Frankfurt einige Bücher Rätsel drucken ließ, und 1602 findet es sich in der Rätselsammlung des Nicolaus Reusner, hier aber mit der falschen Auflösung „Echo“ statt „Schatten“. In deutscher Sprache ist das Rätsel gewiß Reuchlin von der „schönen jungen Frau“ im Schwarzwaldbad gestellt worden; der Humanist hat es lateinisch wiedergegeben. Es fand aber den Weg ins Deutsche wieder zurück: durch Heinrich Steinhöwel. Als er seinen „Gyopus Teutsch“, das ist Das ganze Leben und Fabeln Gyopi, auch Auszüge schöner Fabeln und Exempeln Doctors Sebastian Brant, alles klärllich aus der lateinischen in unser hochteutsche Sprach“ zusammentrug, da fehlte, wenigstens in einer der späteren, undatierten Wiederholungen auch das Reuchlin-Rätsel mit seiner Illustration nicht! Steinhöwel hat es so übersetzt:

„Ein Ketters¹⁾ in dem Wildbad / von einer schönen Jungfrauen / Doctor Johan Reuchlin von Pforzheim / aufgaben im Jahr 1497.

Da ich einmahl spazieren gieng,
durch Wunn und Weid, merck selham Ding,
da folgt mir nach die Schar der Was²⁾,
darzu das Feld mit grünem Gras,
da sah ich stehn ein edel Bild,
daß mich erschreckt, dann es war wild³⁾,
ich sah es an, es war kein Geist,
kein schedlich Bild, wie es dann heißt,
es gieng mit mir zum Brunnen schein,
da ich mich pflegt zu wäshen schön,
erzeigt sich unterm Wasser mir,
als ich nun heym wolt gehen schier,
mit mein Jungfrauen, als ich thät,
gieng es mir nach zu meinem Beth,
jezt sahe ich das, und darnach nit,
wann es hin hinder die Steine schritt,
jezt sahe ichs weit, und darnach nah,
zu lezt es gar verschwande da,
und sügt sich sein Seite der unsern bey,
wolt bey mir schlafen wol und frey,
nichts freuet sich mehr dann Sonnen Glanz,
dann bald verbirgt es sich schier ganz,
so zu ihm kompt die Finsternuß,
sagt mir nun an, was dieses ist?
Es ist der Schatten.“

Vermutlich ist es nicht bei dieser einzigen Uebersetzung ins Deutsche geblieben. Den Literaturhistoriker könnte es reizen, die Vorgeschichte des Rätselstoffes bis Reuchlin und sein Nachleben bis in die neuere oder neueste Zeit zu untersuchen. Es wäre auch interessant zu erfahren, ob dieses Rätsel vom Schatten nur auf dem Weg über Reuchlin bekannt geworden ist oder ob sich noch andere Versionen des gleichen Themas in der weit ausgebreiteten deutschen Rätselliteratur nachweisen lassen.

¹⁾ Rättel. ²⁾ Wase, Verwandte. ³⁾ Ungerechtfertigte Uebersetzung, offenbar Verlegenheitsreim, ebenso „wie es dann heißt“.

Im Oktober 1805 wird sie Mutter ihres zweiten Sohnes, Napoleon-Louis; er wird unter großem Gepränge von dem Papste getauft, der zur Kaiserkrönung Napoleons (2. Dezember 1805) nach Frankreich gekommen war. Bei einem der Feste zur Feier der Krönung kam es während eines Walzers zur Aussprache zwischen den Liebenden. Er warf ihr Koketterie vor. „Ich“ — erzählt Hortense — „war verlegt, mir diesen Fehler vorwerfen zu hören, den ich am meisten verachte.“ „Ich, kokett!“ rief ich. „Ja, Sie haben mir Wohlwollen gezeigt, mehr verlangte ich nicht. Es machte mich glücklich. Und plötzlich nun, scheint es, bin ich ein Gegenstand des Hasses für Sie geworden.“ Ich fühlte meine Tränen fließen und erschrad. . . Und Flahaut war noch bewegter wie ich. In einem Augenblick erfuhr er mehr, als ich ihm sagen wollte. „Sie haben einiges Interesse für mich, warum haben Sie es mich nicht wissen lassen? Sie hätten mir viel Pein erspart, und jetzt, wo ich nur noch Sie liebe, gehöre ich einer anderen.“ „Nein, nein, ich liebe Sie nicht“, rief ich. „Wenn ich es einen Augenblick fürchtete, so ist es vorbei, glauben Sie mir!“ „Schenken Sie mir Ihre Freundschaft“, sagte er, „sie wird mich über alles trösten, was ich verloren habe.“ „Ich versprach sie ihm und wir trennten uns.“ In dieser Zeit nahm die Eifersucht und das Mißtrauen ihres Gatten immer groteskere Formen an. Er läßt Hortense und ihre Damen durch Spione überwachen, und auf seinem neu erworbenen Schlosse Saint-Leu hat er einen förmlichen Sicherheitsdienst wie auf einer Festung eingerichtet.

Unterdessen verteilt Napoleon die Kronen Europas in seiner Familie, und so werden Louis und Hortense König und Königin von Holland (Mai 1806). Hortense ging ihrem äußerlich so glänzenden Los mit stillem Grauen entgegen. Sie sollte alles verlieren, woran ihr Herz hing, die Heimat, die Mutter, die Nähe des Geliebten, den Kreis ihrer Freundinnen, selbst ihre Kinder hatte man als Erben der Dynastie in Frankreich behalten wollen, schließlich aber ließ man sie ihr doch.

Kurz vor ihrer Abreise nach Holland ist sie zum ersten Male allein mit Flahaut in Saint-Leu. „Wie er sich mir nähern will“ — so erzählt sie — „stieß ich einen Schrei aus.“ „Bedenken Sie“, sagt er, „daß man kommen kann und Sie bloßgestellt sein werden.“ — „Ach“, rufe ich, „mag man mir alles mögliche Schlechte zutrauen, wenn ich es nur nicht bin.“ Und dann mit der größten Einfachheit gestand ich ihm, daß ich ihn liebte, aber daß mir die Tugend noch teurer sei als er, daß sie allein mich inmitten der furchtbaren Verdächtigungen meines Mannes aufrecht erhalte, daß sie mein einziger Trost sei, und daß ich nie ein so notwendiges Gut aufgeben würde. Ich wünschte ihm alles Glück, versprach ihm meine Freundschaft und verließ ihn in einem Zustand, der nicht zu schildern ist.

Mitte Juni 1806 ist das neue Königspaar im Haag, und Hortense beginnt jetzt das repräsentative Leben einer Königin zu führen. Ihre Ehe aber wird allmählich eine wahre Hölle. Das Mißtrauen ihres Mannes erstreckt sich nun auch auf ihre öffentliche Stellung. Eine seiner ersten Regierungshandlungen ist, die Erwähnung der Königin in den öffentlichen Gebeten zu verbieten. Nicht mehr an die Rücksicht auf seinen Bruder gebunden, läßt er nun seinem Verfolgungswahn die Zügel schließen. Und doch versucht er immer wieder, sich Hortense zu nähern. Schließlich unterbreitet er ihr sogar einen förmlichen Vertrag über ihre Ausöhnung, den sie unterzeichnen soll: wohl eines der seltsamsten menschlichen Dokumente aus der Geschichte der Eheirungen. Es beginnt wie ein Staatsvertrag: „Wir Louis und Hortense, gewillt, den Zustand der Mißbilligkeit zu beenden, in dem wir beide seit langem leben, in der Erwägung, daß der Grund, weshalb wir seit langem so unglücklich und so uneins waren etc. etc.“, und dann werden in acht genau formulierten Artikeln die Bedingungen ihrer Versöhnung aufgezählt. Zum Schlusse heißt es: „Auf Grund dieser oben dargelegten und genauest auszuführenden Bedingungen werden wir wie gute und tugendhafte Leute leben, indem wir, um unsere Wiederversöhnung zu besiegeln, uns gegenseitig das Wort geben, ganz eins für das andere zu leben, und alle beide zusammen für unsere Kinder.“ Man sieht, Jean Jacques hat dem königlichen Stipulanten die Feder geführt. Hortense weigerte sich den Vertrag zu unterzeichnen und hat in einer ausführlichen Begründung zu jedem einzelnen der Artikel ausgeführt, daß sie ihren Mann nicht täuschen wolle und die Aufgabe nicht erfüllen könne, die der Vertrag ihr auferlege.

Da trifft sie ein furchtbarer Schlag. Am 5. Mai 1807 stirbt im Haag ihr ältester, fünfjähriger Sohn Napoleon-Charles an der Grippe. Hortense ist vollkommen gebrochen. Louis ist nicht weniger verzweifelt. Vergeblich eilen Karoline Murat, ihre Freundinnen, ihre Mutter herbei. Hortense bleibt in einem Zustand völliger Apathie versunken. Die Ärzte verordnen Luftveränderung und eine Reise. Beim Abschied ergreift sie die Hand ihres Gatten und sagt: „Louis, ich fühle, daß ich sterben werde, und vorher will ich dir die Versicherung geben, ich sterbe so rein wie das Kind, das ich verlor. Wo immer es auch sei, ich werde wieder zu ihm kommen. Bedauere mich nicht, denn ich werde glücklich sein.“ Die Reise geht in die Pyrenäen, in damals noch kaum besuchte Gegenden. Ihr Gatte reist ihr nach und nach anfänglichem Widerstand willigt Hortense schließlich in eine Versöhnung.

Im Herbst 1807 kehrt sie nach Paris zurück; sie fühlt sich erneut schwanger. Damals tauchen zum ersten Male die Gerüchte einer

Scheidung Napoleons von Josephinen auf. Hortense erzählt über eine bedenkliche Unterhaltung, die sie damals mit dem Kaiser hatte. „Ein Sohn von mir“, sagte er, „kann allein alles in Ordnung bringen und, wenn ich mich bisher nicht scheiden ließ, so hat mich allein meine Anhänglichkeit an Ihre Mutter daran gehindert, denn es ist der Wunsch Frankreichs. Das hat sich beim Tode Ihres Sohnes gezeigt, den man für den meinen hielt. Sie wissen, wie unheimlich diese Annahme ist. Aber Sie werden ganz Europa diesen Gedanken, daß das Kind von mir sei, nicht nehmen können.“ Bei der Bewegung der Ueberraschung, die ich machte, hielt er an und der Bewegung der Ueberraschung, die ich machte, hielt er an und fuhr dann fort: „Die Meinung über Sie ist deshalb nicht schlechter geworden. Sie sind allgemein geachtet, aber man hat es geglaubt.“ Er machte eine Pause und sagte dann: „Vielleicht war es ganz gut so, auch ich habe seinen Tod als ein großes Unglück angesehen.“ Ich war so überrascht, daß ich, aufrecht am Kamin stehend, kein Wort hervorbringen konnte. Am 21. April 1808 gebar sie in Paris ihren dritten Sohn, der den Namen Charles-Louis-Napoleon erhielt (den nachmaligen Napoleon III.). Und in dieser Zeit kam es zum endgültigen, nie wieder geheilten Bruch mit ihrem Gatten. Louis hatte seinen Chirurgen vom Haag nach Paris geschickt, um ihre Niederkunft zu überwachen; er glaubte, sie sei schon niedergekommen und er solle betrogen werden. Als Hortense davon erfuhr, war sie von da ab entschlossen, sich nie mehr mit ihrem Manne zu vereinigen, und so blieb sie zunächst mit ihren beiden Söhnen in Paris.

Während des dritten Koalitionskrieges 1805 nimmt Josephine ihren Aufenthalt in Strassburg, Hortense begleitet sie und läßt sich von ihrer Cousine Stephanie, der damaligen Erbprinzeßin von Baden, zu einem Besuche der Bäder in Baden-Baden bestimmen. So kam sie zum ersten Male auf deutschen Boden. Als Napoleon von dieser badischen Reise erfuhr, schickte er Hortense einen Brief mit heftigen Vorwürfen, daß sie es gewagt hatte, ohne seine Erlaubnis mit ihren Söhnen Frankreich zu verlassen, und befahl ihr, unverzüglich nach Strassburg zurückzukehren. — Indessen rückt das drohende Gespenst der Scheidung Napoleons und Josephinen immer näher. Nach ihrer Mutter wurden Hortense und ihr Bruder am meisten davon betroffen. Für Hortense bedeutete es den Verlust der Aussicht, einen ihrer Söhne auf dem französischen Kaiserthron zu sehen. Im Dezember 1809 wird die Scheidung ausgesprochen, Josephine geht nach Malmaison und schon im März 1810 zieht die neue Kaiserin, die österreichische Marie-Luise, in den Tuilerien ein. Nun gibt auch Hortense endlich dem Drängen ihres Gatten nach, der ihren Aufenthalt in Holland — nicht als Gattin, sondern als Königin — verlangte und kehrt mit ihren Kindern dorthin zurück. Das Volk, das geglaubt hatte, nur die Vergünstigungen von Paris hätten sie zurückgehalten, rüft bei ihrem veränderten Aussehen: „Königin miserable, notre pauvre Reine!“ Sie erkrankt ernstlich und ist schon im Juli wieder in Paris. Dort wird sie von der am 1. Juli 1810 erfolgten Abdankung ihres Gatten als König von Holland überrascht. Louis hatte sich, als er immer mehr die Selbständigkeit des ihm anvertrauten Landes durch die Politik Napoleons bedroht sah, zu diesem Schritt entschlossen. Nach der Verfassung war jetzt Hortense Regentin für ihren minderjährigen Sohn, aber schon am 9. Juli 1810 wurde durch ein Dekret Napoleons Holland mit Frankreich vereinigt. Nun fühlt sich Hortense, da Louis nicht nach Frankreich zurückkehrt, zum ersten Male in ihrem Leben — sie ist jetzt 27 Jahre alt — frei und Herrin ihrer selbst. Sie geht in die Schweiz, dann nach Aix-les-Bains, wo ihre Mutter weilt. Dort trifft sie Flahaut und sie nennt die mit ihm verbrachte Zeit die glücklichste ihres Lebens. Im Winter 1810 auf 1811 läßt sie sich in Paris nieder und bald wird ihr Salon ein Anziehungspunkt für alle Welt. Auch Flahaut führt seine militärische Stellung nach Paris, sie sieht ihn viel und der sie so beglückende Bund ist nur dadurch getrübt, daß sie nie sicher ist, das Herz des Geliebten allein zu besitzen. „Ich fühle, daß ich bei diesem Charakter mich an dem Gedanken gewöhnen mußte, eines Tages nicht mehr geliebt zu sein. Aber ich wollte, daß er mir das gestehen, mir sagen sollte: Ich liebe eine andere. Ich konnte das verlangen, denn ich war sicher, daß ich auch dann noch dem, der mir so das Herz durchstach, die Hand drücken, und selbst der, die mir seine Liebe raubte, Interesse entgegenbringen würde. Und wenn das keine Liebe ist, so ist es gewiß etwas Besseres.“

So offen Hortense in ihren Memoiren von ihrer Liebe zu Flahaut spricht, daß sie ihm damals, Oktober 1811, einen Sohn geboren hat, verschweigt sie uns. Unter dem Namen vorgeschobener Eltern wird Charles-Auguste am 21. Oktober 1811 als Sohn eines Demorny, Propriétaire auf Sankt Domingo, und einer Fleury standesamtlich eingetragen, irgend welcher armer Leute, die sich wohl für Geld dazu hergegeben hatten. Das Kind aber wurde unter dem Namen de Morny bei seiner Großmutter väterlicherseits, der Mutter Flahauts, auf, die in zweiter Ehe mit einem portugiesischen Diplomaten de Souza verheiratet war. Frau von Souza war eine geistreiche Frau, berühmte durch vielgelesene Romane in Zeitgeschmack. Morny hatte später einen wesentlichen Anteil daran, daß sein Halbbruder Louis-Napoleon den Kaiserthron gewann; er war als Duc de Morny lange Jahre in der glücklichsten und erfolgreichsten Zeit des zweiten Kaiserreiches leitender und allmächtiger Minister.

(Fortsetzung folgt.)